

Wirklich das war er. Alle Leute sahen mich auf der Straße an, ich spiegelte mich mit meinem Mantel in den Scheiben der Schaufensterläden, der Hoch- und Untergrundbahn, der Autobusse und Tramwagen. Mein Gesicht hatte sich verändert. Es strahlte vor Glück, vor innerer Seligkeit. Auch meine Gestalt schien sich einer Veränderung unterzogen zu haben: Ich wirkte klein, untersetzt, in meinem Shetland mit tiefen eingelassenen Ärmeln, auswattierten Schultern, weiter Form und einem herrlichen lederbesetzten Gürtel.

Die Mahnung Mr. Undercoats und meiner Frau, ja stets auf dieses Prachtexemplar von Mantel achtzugeben, befolgte ich geradezu mit erbitterter Aufmerksamkeit. Der Garderobenständer in meinem Bureauzimmer wanderte mit mir durch die Räume des Hauses, in der Maschinensetzerei der Redaktionen besorgte ich den Umbruch mit dem Mantel unter dem Arm. Und merkwürdigerweise, sein rostbrauner Karoton auf hellbraunem Muster blieb immer erhalten. Unser Mädchen durfte nicht an mein Kleidungsstück heran; es wurde von mir geputzt, verwahrt und angezogen. In die Theater zu gehen schien mir ein Ding der Unmöglichkeit. Ich versuchte mit dem Mantel auf meinen Orchesterfauteuilplatz zu gelangen, doch man stellte mich vor die Alternative, den Mantel abzugeben oder — — —. Unter uns: es gab einen großen Krach und man entfernte mich mit Polizeigewalt, da sonst die Vorstellung nicht hätte stattfinden können.

In mein Ressort fallen selbstverständlich auch die Interviews der Unterhausmitglieder. In jeden Empfangssalon spazierte ich nur mit meinem Mantel bewaffnet hinein. Angebote von Versicherungsagenten, das kostbare Stück versichern zu lassen, lehnte ich ab. Das konnte man wohl mit einem Pelz tun, doch ein Shetland bleibt eben ein Shetland; noblesse noblige!

Auf den Redaktionen liefen Briefe ein. Ministerien schrieben, man möchte mich nicht mehr zur Informationsrecherche schicken. Niemand konnte begreifen wieso. Nur ich ahnte es. Wie sollte sich auch ein Minister oder ein Abgeordneter einen so modernen Shetland leisten können? Der bloße Neid hatte sie sicher angesichts meiner Uniformierung gepackt. Ja so mit der Zeit schien ich im Verlaufe der Sommersaison eine Lokalberühmtheit geworden zu sein! Die Kollegen vom Feuilleton schrieben ellenlange Glossen über einen ihnen bekannten Mantelträger, die Menschen in den öffentlichen Verkehrsmitteln und Parks musterten mich, als ob ich das Modell für den Karikaturisten Studdy wäre, der außer seiner Bonzo-Hundegestalt eine wöchentlich erscheinende Witzblattfigur geschaffen hatte, die in allen möglichen Situationen mit dem Mantel im Arm oder angezogen zu sehen war.

Ja mochten sie kichern, schimpfen, lachen, Feuilletons schreiben, Karikaturen machen, — ich behielt meinen Mantel, er wurde nimmer gestohlen und die Kollegen verdienten Geld, viel Geld! Und dann spricht man noch von einer Verrohung der Menschheit, Härte des Herzens? Lassen Sie mich, verehrte Leserschar, das weitere Schicksal meines Mantels erzählen. Wenn Sie ein Photo von mir sehen könnten in dem augenblicklichen Zustand, der mich veranlaßt, Ihnen diese Zeilen zu schreiben, Sie würden mich und meine weißen Haare bedauern. Ich bekam den Auftrag, zur Ausstellung der chemischen Industrie nach Brighton, zwecks längerer Berichterstattung zu fahren. Von je her hegte ich für Chemikalien ein großes Nichtinteresse. Daher glaubte man auch, daß ich mit der durch keinerlei Sachkenntnis getrüben Objektivität gut und richtig recherchieren würde.

Zwei Stunden Eisenbahnfahrt sind mühevoll! Noch mühevoller für einen Journalisten, der die Nacht vorher den sommerlichen Wohltätigkeitsball bei Mrs. Asquis mitgemacht hat. Schon früh ging die Reise los, einzuschlafen wagte ich nicht, da